UNIVERSITÄT AUGSBURG
Universitätsbibliothek

OPEN ACCESS
OPUS AUGSBURG

Wie man schwierige Texte liest

Jens Soentgen

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Soentgen, Jens. 1999. “Wie man schwierige Texte liest.” *Zeitschrift für Didaktik der Philosophie und Ethik: ZDPE* 21(3): 173–78.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under these conditions:
Deutsches Urheberrecht
Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:
https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publiz/

Jens Soentgen:

Wie man schwierige Texte liest.

In: *Zeitschrift für Didaktik der Philosophie und Ethik.* 20. Jg. Heft 3 (August 1998). S. 173-178.

teten Novelle hingewiesen: Erinnerndes Erzählen. Ein Beitrag zur Interpretation der Novelle „Ein Doppelgänger" von Theodor Storm. In: literatur für leser (1994) H. 2, S. 77–83.

[6] *Ladenthin, Volker:* Erich Kästner für Kinder. In: Bulletin Jugend + Literatur 20 (1989), Heft 2 (Februar), S. 13–20.

[7] *Ladenthin, Volker:* Moderne Literatur und Bildung. Hildesheim/New York 1991.

[8] Ich habe das in zwei Aufsätzen dargelegt: Schöne Literatur und moralische Erziehung: Ein Versuch über Gegensätze. In: Münstersche Gespräche zu Themen der wissenschaftlichen Pädagogik, H. 7,2. Münster 1990. S. 26–36; und: Bildung und Literatur. In: Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik, 68 (1992), S. 11–29.

[9] Ich habe das ausdrücklich einmal vorgestellt: Märchen und interkulturelle Erziehung. In: Informationsdienst zur Ausländerarbeit H. 1 1991, S. 67–71. (zus. mit Dagmar Niemann u. Armin Thier).

[10] *Alicea, Gil C./DeSena, Carmine:* The air down here. Eine wahre Geschichte aus der South Bronx. Aus dem Amerikanischen von Nina Schindler. Würzburg: Arena 1996 (143 Seiten, mit Fotos).

[11] *Holub, Josef:* Lausige Zeiten. Weinheim/Basel: Beltz & Gelberg 1997.

Anschriften der Mitarbeiter an diesem Heft

Mark Dahlhoff, Rotbachstraße 13, 50374 Erftstadt/Friesheim
Dr. Thomas Damast, Elisabethstraße 18, 53177 Bonn
StD' Ruth Dölle-Oelmüller, Dechaneistraße 4, 48145 Münster
Dr. Leopold Federmair, Neusserplatz 4/11, A-1150 Wien
OStR' Jutta Kähler, Adolfplatz 1, 23568 Lübeck
Prof. Dr. Volker Ladenthin, Langenbergsweg 82, 53179 Bonn
Dr. Eckhard Nordhofen, Stifterstraße 28, 61130 Nidderau-Heldenbergen
Susanne Nordhofen, Stifterstraße 28, 61130 Nidderau-Heldenbergen
Frank Piltz, Am Kielortplatz 36, 22850 Norderstedt
Dr. Ernst-Georg Renda, Am Damsberg 12, 55130 Mainz
Dr. Jens Soentgen, Heidestraße 105, 60385 Frankfurt/M.
Dr. Volker Steenblock, Heisstraße 48, 48145 Münster
Gerhild Tesak, Rabenauer Straße 24, 01705 Freital
Dr. Matthias Tichy, Stockflethweg 126, 22417 Hamburg

JENS SOENTGEN

Wie man schwierige Texte liest

Der Autor gibt eine Reihe von Rezepturen für die „Benutzer" schwieriger Texte, die helfen können, das Verständnis zu erleichtern, aber auch Hinweise für die Interpretation liefern können.

Abstract:
The author provides a series of recipes for the „user" of difficult texts which can help to make them easier to understand as well as providing pointers for their interpretation.

Der Stein von Rosetta war ein schwieriger Text, und niemand wußte, wie man ihn lesen sollte. Man mußte warten, bis ein Genie auftauchte, Jean-François CHAMPOLLION, der ihn entzifferte. Die Schriftstücke, die an den Schulen und Hochschulen der Bundesrepublik umlaufen, sind in der Regel einfacher zu verstehen. Aber längst nicht so einfach, daß es mit bloßem Lesen getan wäre. Auch avanciertere Techniken wie das Bilden von Abschnitten, das Nachschlagen unverständlicher Wörter oder das Auflösen von Satzknoten (vgl. *Langer/Schulz v. Thun/Tausch,* 1993) helfen nicht recht weiter.[1]

Ich habe eine Anzahl von Lesestrategien entwickelt, die erfahrungsgemäß helfen, mit schwierigen Texten produktiver umzugehen. Einige möchte ich, um einen Eindruck zu geben, hier vorstellen. Ich gliedere sie in:

- Lesetechniken für einzelne Wörter,
- Lesetechniken für Sätze und
- Lesetechniken für den ganzen Text.

Auch die schwierigsten Texte bestehen aus Wörtern und Sätzen. Wenn man die Wörter versteht, ist es nicht mehr weit bis zum Verständnis der Sätze. Und wenn man die Sätze versteht, ist es nicht mehr weit bis zum Verständnis des ganzen Textes. Deshalb stelle ich zuerst zwei Techniken vor, die das Verständnis der Wörter eines Textes vertiefen. Dann folgen Techniken, die das Verständnis der Sätze erweitern. Schließlich stelle ich mit dem synoptischen Lesen und der Pastiche Techniken vor, die das Verständnis des ganzen Textes entscheidend zu fördern vermögen. Die grundlegende Devise ist: Lesen und Schreiben müssen verschränkt werden. Jeder weiß, wie sehr es das Verständnis fördert, wenn man beim Lesen in den Text eingreift, unterstreicht, Marginalien formuliert und herausschreibt.

Ich möchte zeigen, daß sich der Aha-Effekt verdoppeln läßt, wenn man noch tiefer in den Textkorpus eingreift. Man versteht einen Text besser, wenn man ihn an einigen Stellen weiterschreibt oder wenn man zentrale Sätze umstellt oder das Vokabular austauscht und nachsieht, was dann mit dem Text passiert.

1 Die Wörter

1.1 Metaphern und Bilder

Spätestens seit den Arbeiten von Hans BLUMENBERG (vgl. *Blumenberg*, 1960) wissen wir, welch zentrale Rolle Metaphern auch in der wissenschaftlichen Fachprosa spielen. Mittlerweile ist die Zahl der Arbeiten, die sich mit der explikativen Funktion von Metaphern in Sachtexten beschäftigen, nicht mehr zu überschauen (eines der Standardwerke des Diskurses: *Köller,* 1975).

Oft sind Metaphern die zentralen kognitiven Organisatoren einer Theorie, und entsprechend lohnt es sich auch, nach ihnen zu suchen, wenn man einen Text verstehen will. Hat man die zentralen Metaphern gefunden, sollte man versuchen, sie etwas auszuarbeiten, weiterzuspinnen und weiterzuschreiben.

Oft stößt man dann auch recht schnell auf die zentralen Probleme der Theorie, mit der man es zu tun hat. Wie das geht, zeigt uns der professionelle Leser Lothar HACK. Er hatte es mit dem Buch „Die Fabrikation von Erkenntnis" von Karin KNORR-CETINA zu tun. Es ist ein schwieriges Buch, aber HACK hatte eine Methode, es zu lesen. Er sucht die Lieblingsmetapher, und spinnt diese ein wenig weiter. Das hört sich so an:

Die ... Einsicht, daß „Fakten nicht der Fels sind, auf den unser Wissen aufbaut" ... gefällt KNORR-CETINA so gut, daß

sie ihrem ersten Kapitel als Motto den Satz der Kriminalroman-Autorin Dorothy SAYERS voranstellt: „Mein Herr, Fakten sind wie Kühe. Wenn man sie nur scharf genug ansieht, laufen sie im allgemeinen weg." So eindrucksvoll das Bild vom (Sozial-) Wissenschaftler als Kuhhirten auf den ersten Blick auch sein mag, jeder richtige Cowboy weiß, daß eine Kuh, die ihren Standort gewechselt hat, in der Regel immer noch eine Kuh ist (es sei denn, sie wird analytisch zerlegt: im Schlachthaus). Und jeder Viehzüchter weiß, daß eine Kuh, selbst auf der modernsten Farm, nicht durch bloßes Weggucken erzeugt werden kann. (*Hack* 1988, S. 196).

Was HACK hier gemacht hat, ist nichts anderes, als die zentrale Metapher ausfindig zu machen und etwas weiterzudenken. Der Erfolg ist, daß sich unser Verständnis eines ganzen komplizierten, schwierigen Textes um eine Dimension erweitert. Eine Methode, die man systematisch bei der Lektüre von Texten anwenden kann und anwenden sollte.

1.2 Das typische Wort

Die meisten Wörter, die in einem fachwissenschaftlichen Text auftauchen, werden vom Autor nicht vorgestellt oder definiert. Das bedeutet freilich nur in seltenen Fällen, daß die Wörter selbstverständlich wären. Folgende Übung hilft hier weiter: Zunächst unterstreiche man alle Wörter in einem Text, die einem typisch erscheinen. Diese stellt man dann zu einem Miniaturlexikon zusammen. Im nächsten Schritt sucht man dann in Wörterbüchern oder Synonymen-Lexika nach bedeutungsverwandten Wörtern.[2] Diese stellt man dann zu einem alternativen Lexikon zusammen. Jetzt ersetzt man das Original-Lexikon durch das Alternativ-Lexikon, indem man im ursprünglichen Text die typischen Wörter – einzelne oder alle – durch Synonyme ersetzt. Der Vergleich des variierten Textes mit dem ursprünglichen bietet immer Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen.

Beispiel: In seinem Buch „Liebe als Passion" (1982) verwendet LUHMANN u. a. folgende Vokabeln: Kommunikationsmedium, symbiotischer Mechanismus, semantische Einrichtung, zwischenmenschliche Interpenetration usw. Auffällig an diesen Wörtern ist, daß sie fast alle lateinische oder griechische Stämme haben, kurz gesagt: daß sie alle aus vielen schwierigen Silben bestehen. Wie sehen die Wörter aus, mit denen man normalerweise über die Liebe spricht? Sie sind deutsch oder amerikanisch, sie haben ein markantes Lautprofil, vor allem aber: sie sind kurz. Zum Beispiel Herz, Schmerz, Gefühl, Sex; oder die Adjektive: hübsch, schön, sexy. LUHMANNS lange Wörter verhindern, daß man beim Lesen seiner Texte das gemeinte Phänomen in der Phantasie vergegenwärtigt. Sie halten die Sache auf Abstand. Dem Ton nach erinnern sie an die Wörter, mit denen die Verwaltungssprache operiert (*Fluck*, 1980, S. 72–75).

Dieses Stilmittel oder auch Denkmittel LUHMANNS wird offenbar, wenn man die empfohlene Technik anwendet, die Wörter herausschreibt und durch solche ersetzt, die nach Klang, Sprachschicht, Herkunft und Silbenzahl möglichst entgegengesetzte Eigenschaften aufweisen.[3]

2 Die Sätze

2.1 Definitionen[4]

Zu den wichtigsten Sätzen in wissenschaftlichen Texten gehören Definitionen. Wie können wir unser Prinzip, Lesen und Schreiben zu verschränken, bei diesen Textelementen anwenden? Das Einfachste ist zunächst, sich einen ausführlichen Katalog von Beispielen auszudenken. In der Regel führen Autoren ja eine Reihen von Beispielen an, auf die ihre Definition bruchlos paßt. Erweitern wir einfach diese Reihe. Und zwar möglichst um solche Fälle, die zwar von der Definition geschluckt werden, aber dennoch diese von innen her, wie ein Computervirus, zum Einsturz bringen.

Ich bringe ein Beispiel: LUHMANN definiert die Liebe als Fähigkeit, die Welt und sich selbst mit den Augen des Anderen zu sehen und entsprechend zu handeln (*Luhmann*, 1987, S. 59). Das „entsprechend handeln" möchte er so verstanden wissen, daß das Handeln des Liebenden das Erleben der Geliebten bestätigt (*Luhmann*, 1975, S. 178).

Und jetzt suchen wir einfach nach Liebenden im Sinne LUHMANNS, und zwar so lange, bis wir solche finden, die zwar von der Definition einsortiert werden, aber trotzdem irgendwie nicht dazugehören. Einer von diesen ist der Streber in der Schule, der dem Lehrer freiwillig die Tafel wischt, da er sich an dessen Erleben orientiert, und entsprechend handelt. Auch der geschickte Betrüger und noch einige andere blinde Passagiere passieren die Kontrolle.

Und so führt uns eine ganz einfache Technik relativ schnell auf ein Problem eines schwierigen Textes und damit zum Verständnis – denn einen Text verstehen heißt, wissen, wo seine Probleme liegen.

Eine andere Methode besteht darin, eine Liste anzulegen, die Handlungen verzeichnet, welche wir – ohne Definition – als Liebeshandlungen ansehen würden. Und dann ist zu prüfen, ob jedes Glied dieser Liste von der Definition bearbeitet werden kann. Meistens findet man nach einigem Suchen stets einige Items, welche von der Definition nicht abgedeckt werden – und wir erhalten wieder einen Lerneffekt, der diesmal darin besteht, daß man die Grenzen einer wichtigen Aussage des Textes einsieht. In unserem Fall könnte man sich etwa fragen: Muß Liebe immer den Weltentwurf des anderen bestätigen, oder erwartet man nicht vielmehr von einem Liebenden, daß er sanft aber bestimmt die neurotischen Züge im Erleben des geliebten Wesens korrigiert, indem er dessen Erleben gerade nicht bestätigt, sondern kritisiert?

2.2 Thesen[5]

Thesen zählen ebenfalls zu den wichtigeren Satztypen, die einem in schwierigen Texten begegnen. Oft hält man sie sogar für zentral, und sagt, daß einer einen Text dann verstanden hat, wenn er seine Thesen erklären kann.

Also ist es erst einmal sinnvoll, sich die Thesen eines Textes herauszuschreiben, zusätzlich die Argumente, die der Autor für seine These beibringt. Und dann nehme man ein zweites Blatt, schreibe darauf eine alternative These, und versuche, für diese Argumente zu sammeln. Die alternative These kann man entweder erzeugen, indem man das Gegenteil der Ursprungsthese aufschreibt, indem man also das Prädikat der These durch sein Gegenteil ersetzt, oder indem man diese umkehrt, d. h. indem man die Beziehung zwischen Subjekt und Prädikat durch ihr Gegenteil ersetzt.

Beispiel für die erste Methode: „Das Ziel von Kommunikation ist Konsens"[6]. Das hört sich plausibel an. Wenn ich mich mit jemandem unterhalte, suche ich mit ihm einig zu werden. Fertige Formulierungen haben eine Wirkung wie ein frischgemachtes Bett. Sie laden ein zum dogmatischen Schlummer. Um uns davon abzuhalten, formulieren wir nun nach dem angegebenen Rezept eine Alternative: „Das Ziel von Kommunikation ist Dissens". Das klingt erst einmal etwas seltsam. Andererseits: totaler Konsens würde ja die Kommunikation total stillegen, daher kann die erste These eigentlich auch nicht stimmen. Kommunikation möchte ja weitergehen, dies scheint ihr eigentliches Ziel zu sein. Damit dies funktioniert, muß immer auch Dissens gegeben sein. Unsere These, die zunächst bloß ein Blindversuch war, erweist sich also als erstaunlich leicht zu verteidigen. Das ist sicherlich nicht bei allen Gegenthesen der Fall, aber der Versuch ist immer lehrreich.

Beispiel für die zweite Methode: Nehmen wir an, wir begegnen einem Soziologen namens Laberfas, dessen Theorie so aussieht: zuerst wird unterschieden zwischen Basis (= Kommunikationsmittel) und Überbau (= Kommunikationsverhältnisse). Laberfas' These sei nun: Veränderungen der Kommunikationsmittel fundieren Veränderungen der Kommunikationsverhältnisse. Diese These plausibilisiert Laberfas durch unsystematische Verweise auf historische Tatsachen (Einführung von Schrift, Buchdruck u. ä.). Die Quintessenz dieser empirischen Belege faßt Laberfas in den eingängigen Sätzen: „Der Buchdruck ermöglicht Massenkommunikation, diese Informationsgleichheit. Die Informationshierarchien lösen sich auf. Damit ist auch den sozialen Hierarchien die Basis entzogen. Informationsgleichheit führt also soziale Gleichheit herauf."

Auf die Laberfassche Vorlage reagieren wir folgendermaßen:

1. Wir kehren das Fundierungsverhältnis um und behaupten: „Veränderungen der Kommunikationsverhältnisse fundieren Veränderungen der Kommunikationsmittel."
2. Wir erfinden einen eingängigen Slogan für diese These, z. B.: „Jede Gesellschaft kann nur die Kommunikationsmittel zulassen, die mit ihrer Struktur vereinbar sind."
3. Nach längerem Disput mit Laberfas bieten wir als Kompromiß die These wechselseitiger Fundierung an.

3 Der Text

Ich habe das Prinzip „Lesen und Schreiben verschränken" an einigen Worttypen und an einigen Satztypen dargestellt, die in schwierigen Texten üblicherweise aufzutreten pflegen.

Nun ist es bei einzelnen Wörtern oder Sätzen noch ohne allzuviel Aufwand möglich, Alternativen aufzuschreiben, diese mit dem Urtext zu vergleichen, und aus dem Vergleich Verständnisgewinn zu erwirtschaften. Aber einen vollständigen alternativen Text aufzuschreiben – gleichgültig nach welchem Rezept – ist denn doch sehr aufwendig. Hier sind zwei Verfahren, die ohne übertrieben viel Arbeit realisierbar sind.

3.1 Das synoptische Lesen

Das synoptische Lesen ist eines der ältesten hermeneutischen Verfahren. Es wurde geübt bei der Lektüre der Evangelien: diejenigen Evangelisten, deren

Berichte sich weitgehend decken, heißen Synoptiker. Wir verwenden das Verfahren weniger, um richtige Beschreibungen von erfundenen zu unterscheiden, sondern nur, um besser zu verstehen.
Es geht darum, nach Texten zu suchen, die denselben Gegenstand beschreiben, wie der schwierige Text, der einem vorliegt.
Ich zeige eine Synopse von zwei Texten, die allesamt denselben Gegenstand beschreiben. Man hätte leicht noch dutzende weitere finden können, denn es handelt sich um ein Thema, das außerordentlich oft und gerne beschrieben wird: um die Wollust.

Sigmund FREUD (1968, S. 111 f.) beschreibt sie so:

> Die Rolle, die dabei den erogenen Zonen zufällt, ist völlig klar … Sie werden nämlich dazu verwendet, durch ihre geeignete Reizung einen gewissen Betrag von Lust zu liefern, von dem die Steigerung der Spannung ausgeht, welche ihrerseits die nötige motorische Energie aufzubringen hat, um den Sexualakt zu Ende zu führen. Das vorletzte Stücke desselben ist wiederum die geeignete Reizung einer erogenen Zone, der Genitalzone selbst an der Glans Penis, durch das dazu geeignetste Objekt, die Schleimhaut der Scheide und unter der Lust, welche diese Erregung gewährt, wird diesmal auf reflektorischem Wege die motorische Energie gewonnen, welche die Herausbeförderung der Geschlechtsstoffe besorgt. Diese letzte Lust ist ihrer Intensität nach die höchste, in ihrem Mechanismus von der früheren verschieden. Sie wird ganz durch Entlastung hervorgerufen, ist ganz Befriedigungslust und mit ihr erlischt zeitweilig die Spannung der Libido.

Man hat den Eindruck, als beschreibe FREUD nicht das Liebesspiel, sondern Ereignisse in einer Insektizitsiederei.
Beim Leib-Philosoph Hermann SCHMITZ dagegen lesen wir:

> Im Ablauf der geschlechtlichen Ekstase, als unverkürzt ausgearbeiteter Idealtyp verstanden, lassen sich vier Phasen unterscheiden, zwei der Vorbereitung und zwei der Durchführung:
> 1. Am Anfang steht diffuse protopathische Weitung, eine stolze Schwellung des ganzen Leibes, die durch konkurrierende Spannung antagonistisch befeuert wird, unterstützt durch die „Vorlust" bei Reizung erogener Zonen im Sinne von FREUD, d.h. durch die Erzeugung protopathischer Wollust auf Leibesinseln.
> 2. Damit verschränkt und überlagert sich die Weckung von Wollust eines anderen, mehr epikritischen, örtlich schärfer umschriebenen Charakters. Es handelt sich um ungefähr kitzelartige Sensationen, vornehmlich in der Genitalgegend, aber auch in den Gegenden des Sonnengeflechts und der Brust, ja auch als wollüstiger Schauder, der den ganzen Leib überrieselt. Diese Regungen sind süß, fast beklemmend, stichartig; sie nehmen den Menschen gleichsam gefangen und machen ihn hinfällig. Die ersten beiden Phasen können den Vortritt tauschen und bestärken sich gegenseitig; gemeinsam bilden sie den vorpanischen, einleitenden Abschnitt der geschlechtlichen Ekstase. Es folgt der erfüllende, panische.
> 3. Am Beginn der eigentlichen Ekstase, des Außersichseins in geschlechtlicher Wollust, steht der Orgasmus. Er radikalisiert die epikritische Vorphase dadurch, daß die epikritische, pointierende Tendenz den Leib auf die Spitze eines bloß noch absoluten Ortes stellt, während in einem gewissen Taumel die Orientierung nach Lagen und Abständen relativer Orte am spürbaren eigenen Leib verloren geht; am Rande liegende Eindrucksfetzen können in unversehrter räumlicher Orientierung bestehen bleiben. Dieser Taumel ist der Kern einer weiterreichenden Unbesonnenheit, in der der Mensch mehr oder weniger die Herrschaft über sich verliert. Damit ist aber nicht auch schon das Selbstbewußtsein verschwunden. Im Gegenteil: Es kommt im Orgasmus auf einen Höhepunkt, der an Einprägsamkeit nicht hinter der in der extremen Engung von Angst und Schmerz zurücksteht. Mit dem Verlöschen der eigenen relativen Orte hebt sich nämlich schärfer als sonst der absolute Ort ab, und mit ihm die primitive Gegenwart, in der er als deren räumliche Seite mit der kompakten Subjektivität verschmilzt. Dem Orgasmus ist eine gewisse Wildheit eigen, ja eine latente Wut, weil die drängende Intensität des Antriebs auf das Schärfste fixiert ist.
> 4. Der krassen Engung im Orgasmus, dieser spitzen Aufgipfelung der leiblichen Intensität, folgt als erfüllender Abschluß der geschlechtlichen Ekstase der Rausch, das Verströmen oder Versinken in maßlose Weite. Es ist, als seien das Hier und die Subjektivität im Orgasmus nur darum so betont worden, damit sie nun vollständig geopfert werden können. In diesem Untergang wurzelt die metaphysische Bedeutung der geschlechtlichen Ekstase, die oft von den Mystikern herangezogen worden ist; der Mensch, der im Rausch der geschlechtlichen Ekstase versinkt, vollbringt gleichsam die befreiende Tat, die HÖLDERLIN seinem Empedokles als den die All-Einheit wiederherstellenden Sprung in den Aetna zumutet. Die Bewegungssuggestion dieses Versinkens ist besonders ausgeprägt, wenn es im Rausch gelingt, den spitzen Gipfel des Orgasmus nicht mit einem Schlage völlig preiszugeben, sondern in rhythmischen Absätzen, wobei der Eindruck eines mehrfach mächtig ausschwingenden bogenhaften Abfalls entsteht. Das Entkommen, das bei der Angst aufgehalten ist (gehindertes ‚Weg'), gelingt also in der Ekstase: Das personale Subjekt versinkt im Rausch.[7]

Auch SCHMITZ' Text ist in seiner rigiden Einleitung nicht ohne ungewollte Komik, vergleicht man das Vokabular und die Wendungen aber mit dem ersten Text, muß man sagen, daß das Thema hier sehr viel präsenter ist als bei FREUD. Dazu tragen besonders die dynamischen und dramatischen Substantive bei: Rausch, Taumel, Ekstase, krasse Engung, Wildheit, Wut usw.

Diese Beobachtung sollte aber nicht vorschnell in eine Kritik FREUDS umgemünzt werden. Wenn FREUD ein mechanistisches Vokabular und einen betont gelehrten Stil verwendet, um die geschlechtliche Liebe zu beschreiben, dann muß das nicht auf eine literarische Rückständigkeit bezogen werden – eher ist es wohl die historische Situation, die ihn bewog, so zu schreiben (dazu *Pörksen*, 1986, S. 150–181).
Resumé: Hält man Texte nebeneinander, die dasselbe oder ein ähnliches Objekt haben, dann ergeben sich weiterführende hermeneutische Operationen fast von selbst: man kann z. B. wieder das Lexikon der Texte aufstellen, es austauschen oder vergleichen. Man kann die Satzstruktur untersuchen. Man kann sich überlegen, für wen und warum die Texte so geschrieben wurden (kommunikative Funktion). Alles in allem fördert eine Textsynopse in besonderem Maße das Verständnis eines unverständlichen Textes. Das Problem ist freilich, daß man nicht immer Beschreibungen findet, die sich gegenüberstellen lassen.

3.2 Der Pastiche
Eine andere Methode, die sich auf den gesamten Text bezieht, ist der Pastiche. Hat man sich einmal mit dem Vokabular, den typischen Wendungen eines Autors, mit dem charakteristischen Zuschnitt seiner Sätze vertraut gemacht, dann kann man daran gehen, selbst einen kurzen Text von ungefähr 2–3 Din A 4 Seiten im Stil dieses Autors, unter Verwendung seiner Leitideen, seines Vokabulars etc. zu schreiben.
Pastiches kennt man hauptsächlich aus der Belletristik, etwa die Pastiches et Mélanges von Marcel PROUST (1919), oder die Exercices de style von Raymond QUENEAU (1947). Man kann aber auch Pastiches von Fachprosa herstellen, und dieses ist eine sehr verständnisfördernde Übung. Für einen guten Pastiche ist die Wahl des Gegenstandes, den man in einem bestimmten Stil beschreiben will, entscheidend. Man muß einen nehmen, auf den zwar das Vokabular paßt, das man zur Verfügung hat, welcher aber doch in einer gewissen Spannung zu diesem steht. Ist das Vokabular also nüchtern, dann nehme man einen emotional aufgeladenen Gegenstand. Ist es pathetisch, dann nehme man einen nüchternen. Wenn man hier geschickt wählt, kann aus dem Pastiche leicht eine gute Parodie werden, die einen Text nicht nur verständlich macht, sondern ihn enthüllt.[8]

Nehmen wir zum Beispiel an, der schwierige Text, den wir zu verstehen haben, sei gesellschaftstheoretischer Art. Dann wäre ein geeignetes Objekt, das man in den Termen dieser Theorie beschreiben kann, ein Gesellschaftsspiel, etwa Kniffel. Man konfrontiere das Phänomen „Kniffelspiel" mit den Grundbegriffen der Theorie des kommunikativen Handelns (Wird strategisch oder kommunikativ gehandelt? Gibt es eine Balance zwischen beiden Handlungstypen? Kann die Kniffelwelt kolonialisiert werden? usw.) oder mit den Grundbegriffen der Systemtheorie (Welches sind die Elemente? Wie grenzt sich das System von der Umwelt ab? Ist es autopoietisch? Gibt es eine Selbstbeschreibung? usw.).
Die Anwendung einer Theorie auf übersichtliche Phänomenbereiche ist außerordentlich lehrreich. Die Wendigkeit und Vieldeutigkeit der zeitgenössischen Theorien tritt bei dem Versuch, mit ihrer Hilfe einfache soziale Phänomene zu beschreiben, deutlich zu Tage. Zugleich erfährt man die Freude, einmal ohne viel Aufwand selbst den Verfremdungseffekt hervorzubringen, mit dem moderne theoretische Texte so gern spielen. Man gewinnt praktische Vertrautheit mit einer Theorie. Es wird deutlich, wie das Begriffssystem die Fragerichtung kanalisiert und auf Punkte fokussiert, die sonst außerhalb des Interessenhorizontes liegen.

Literatur

Adorno, Theodor W. (1977): Jargon der Eigentlichkeit. Frankfurt/M.
Blumenberg, Hans (1960): Paradigmen zu einer Metaphorologie. In: Archiv für Begriffsgeschichte, Bd. 6, S. 7–142.
Fluck, Hans Rüdiger (1980): Fachsprachen. München.
Freud, Sigmund (1968): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie [1905]. In: Gesammelte Werke, Bd. 5. Hrsg. v. Anna Freud. London.
Freund, Winfried/Freund-Spork, Walburga (1988): Deutsche Prosa-Parodien aus zwei Jahrhunderten. Stuttgart.
Hack, Lothar (1988): Vor Vollendung der Tatsachen.
Hempel, Carl Gustav (1974): Grundzüge der Begriffsbildung in den empirischen Wissenschaften. Düsseldorf.
Knorr-Cetina, Karin (1984): Die Fabrikation von Erkenntnis. Frankfurt/M.
Köller, Wilhelm (1975): Semiotik und Metapher. Stuttgart.

Kruse, Otto (1995): Keine Angst vor dem leeren Blatt. Frankfurt/M.
Langer, Inghard/Schulz v. Thun, Friedemann/Tausch, Reinhard (1933): Sich verständlich ausdrücken. München/Basel.
Lay, Rupert (1971): Grundzüge einer komplexen Wissenschaftstheorie, Bd. 1. Frankfurt/M.
Lay, Rupert (1991): Dialektik für Manager. Frankfurt/M.
Luhmann, Niklas (1975): Soziologische Aufklärung, Bd. 2. Opladen.
Luhmann, Niklas (1982): Liebe als Passion. Frankfurt/M.
Luhmann, Niklas (1987): Archimedes und wir. Interviews. Hrsg. von Dirk Baecker und Georg Stanitzek. Berlin.
Pörksen, Uwe (1986): Deutsche Naturwissenschaftssprachen. Tübingen.
Schmitz, Hermann (1993): Die Liebe. Bonn.
Soentgen, Jens (1994): Experimentelle Hermeneutik. In: Das Hochschulwesen, 42. Jg., Nr. 1, S. 36–45.
Stary, Joachim/Kretschmer, Horst (1994): Umgang mit wissenschaftlicher Literatur. Frankfurt/M.
Stosch, Samuel Johann Ernst (1780): Versuch in richtiger Bestimmung einiger gleichbedeutender Wörter der deutschen Sprache. 2 Bde. Berlin.
Thalmayr, Andreas [Pseudonym von Hans Magnus Enzensberger] (1990): Das Wasserzeichen der Poesie. Frankfurt/M. 1990.
Essler, Wilhelm Karl (1982): Wissenschaftstheorie, Bd. 1. Freiburg/München.
Willke, Helmut (1989): Systemtheorie entwickelter Gesellschaften. Weinheim/München.

Anmerkungen

[1] Solche grundlegenden Techniken werden in hervorragender Weise dargestellt von *Stary/Kretschmer*, 1994.
[2] Unübertroffen scheint mir immer noch der gute alte Stosch (1780) zu sein. Neuere Synonymenlexika nennen oft nur noch die Synonyme, ohne die Bedeutungsunterschiede zu erläutern.
[3] Eine ähnliche Lesetechnik verwendet der Heidegger- und Jaspersleser Adorno öfter (*Adorno*, 1977).
[4] Hier geht es nicht um eine allgemeine Definitionslehre – solche sind bereits in guter Qualität vorhanden (z. B. *Lay*, 1971, S. 260–272; mit Übungen *Lay*, 1991, S. 87–90; Essler, 1982, Hempel, 1974).
[5] Diesen Abschnitt übernehme ich aus einer früheren Arbeit von mir zum selben Thema (*Soentgen*, 1994, S. 39)
[6] Dies ist (in verkürzter Form) bekanntlich die These von Jürgen Habermas. Vgl. für einschlägige Zitate *Willke*, 1989, S. 106 f.
[7] *Schmitz, Hermann:* Die Liebe. A. a. O. S. 124–126.
[8] Vgl. das Beispiel bei Andreas Thalmayr (alias Hans Magnus Enzensberger): Das Wasserzeichen der Poesie. Frankfurt/M. 1990. S. 58 ff., und die Sammlung von Winfried Freund und Walburga Freund-Spork: A. a. O. Stuttgart 1988.

Anzeigenschluß für Heft 4/98:
25. Oktober 1998

FRANK PILTZ

Der Blick in den Spiegel: Selbsterkenntnis und Selbstentfremdung

Umrisse einer Unterrichtseinheit

Der Autor skizziert eine Unterrichtseinheit, die den „Spiegel" als Gegenstand und Metapher in den Mittelpunkt rückt, um Fragen der Selbstreflexion zu erörtern und zu veranschaulichen. Dementsprechend wird eine Auswahl von Texten präsentiert und erörtert, in denen Selbsterkenntnis ausdrücklich als ein Vorgang der „Spiegelung des Selbst im Blick der anderen" beschrieben wird: Einerseits wird dabei deutlich, daß eine (moralische) „Verbesserung" der eigenen Person letztlich nur dann gelingt, wenn man sich im Spiegel der Beurteilung von („vorbildlichen") Mitmenschen betrachtet. Sich selbst mit Augen der anderen zu sehen, birgt aber gleichzeitig das Risiko einer schmerzlichen Erfahrung der Selbstentfremdung, wenn die Einschätzung der anderen vom Selbstverständnis der eigenen Person abweicht.

Abstract:
The author outlines a lesson which takes as its central theme „the mirror", both as an object and as a metaphor in order to demonstrate and to discuss questions of self-reflection. Accordingly, a selection of texts is presented and discussed in which self-knowledge is expressly described as a process of „reflecting oneself in the view of another". It thereby becomes clear that a (moral) „improvement" of oneself can ultimately only be successful if one regards oneself in the judgemental mirror of another (exemplary) person. But when we see ourselves through the eyes of another we also run the risk of a painful experience with self-alienation if the assessment of the other person is at variance with our own conception of ourselves.

1. Selbstbetrachtung

Man betrachtet sich im Spiegel und gerät ins Grübeln über *‚sich selbst'*. Die Logik der Selbst*reflexion* legt es nahe, den Spiegel in seiner realen wie metaphorischen Bedeutung zum Ausgangspunkt und zum Leitmotiv einschlägiger philosophischer Betrachtungen zu machen. Dieses entspricht im übrigen einer Tradition, die u. a. Autoren wie PLATON, SARTRE und LACAN einschließt.
Man bringe also einen Spiegel mit in den Unterricht und lasse die Schüler und Schülerinnen nacheinander hineinblicken. Man bitte jeden – vielleicht jeweils nur in einem Satz – das zum Ausdruck zu bringen, was er oder sie dabei sieht oder gesehen hat. Auf diese Weise entsteht eine Kollektion ironischer und ernsthafter Äußerungen, die erfahrungsgemäß ein beträchtliches philosophisches Potential enthält, das je nach intendierter thematischer Akzentuierung auf verschiedenen Reflexionswegen entfalten werden kann. Gewöhnlich finden sich in dieser Sammlung Äußerungen, die sich etwa folgendermaßen einordnen lassen:

I. ‚Ich sehe *mich* im Spiegel.'

oder auch:

II. ‚... Ich sehe *mein* Gesicht ... meine Nase ... etc. ‚Ich sehe einen Teil von *mir*, nämlich *meinen* Kopf' ... , Ich sehe einen Teil *meines* Körpers', aber das hat nichts mit meinem ‚Selbst' zu tun' ... etc.

Manchmal ergeben sich auch Aussagen wie:

III. ‚Ich sehe *eine* Person' ... ‚Ich sehe *einen* Kopf ... *ein* Gesicht' ... etc.

Solche und ähnliche Äußerungen markieren unmittelbar das Feld der philosophischen und psychologischen Erörterung von Fragen der Selbsterkenntnis und der personalen Identität.
Eine eher indirekte, aber gleichwohl wichtige Bedeutung haben bei diesem Thema aber auch Aussagen einer anderen Art:

IV. ‚Ich sehe heute aber wieder gut aus!' ... ‚Ich bin so ungekämmt' ... etc.

Im folgenden soll in einem ersten Schritt angedeutet werden, mit welchen Akzenten und Perspektiven dieser Fundus von unterschiedlichen Kommentaren